

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)



# Freundinnen

*Geschichten*

Ausgewählt von Anna von Planta

Mit einem Vorwort von  
Ronja von Rönne

Diogenes

Nachweis am Schluss des Bandes  
Covermotiv: Foto von Thomas Barwick  
Copyright © Thomas Barwick/Getty Images

Mitarbeit: Noemi Bünzli und Natalia Kurth

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten

Copyright © 2018

Diogenes Verlag AG Zürich

[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

150/18/44/1

ISBN 978-3-257-24425-0

## Inhalt

### ANSTELLE EINES VORWORTS:

Ronja von Rönne	<i>Meine beste Freundin</i>	7
Connie Palmen	<i>Deine Ara</i>	12
Daniela Krien	<i>Plan B</i>	57
Simone Lappert	<i>Das für sich Behaltene</i>	84
Eva Menasse	<i>Rote Zuckerwatte</i>	95
Patricia Highsmith	<i>Stille Nacht</i>	150
Julia Franck	<i>Mir nichts, dir nichts</i>	161
Amélie Nothomb	<i>Pétronille</i>	183
Doris Dörrie	<i>Meine Freundin</i>	224
Elena Ferrante	<i>Lila, der Tunnel, das Meer</i>	239
Miranda July	<i>Etwas, das nichts braucht</i>	250
Banana Yoshimoto	<i>Geisterpost</i>	293
	<i>Nachweis</i>	314



CONNIE PALMEN

## Deine Ara

**A**ra Callenbach heißt nur Barbara, ist einen Meter einundsechzig groß, hat sechs Schwestern, keine Brüder, und will mir nicht verraten, wie viel sie wiegt.

Das ist ein harter Schlag, und verstehen tue ich es auch nicht.

»Dann kann ich bei dir nicht alles ausfüllen«, sagte ich entrüstet.

»Ich traue dir nicht«, sagte sie.

Das erschreckte mich sehr.

Als ich das erste Mal bei Ara zu Hause war, kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Es hatte geraume Zeit gedauert, bis sie mich zu sich einlud, ohne dass sie je irgendwelche Einwände dagegen geäußert hätte. Ich hatte in einer Tour gequengelt, ob wir denn nun nicht mal zu ihr gingen oder ob ich nicht mal nachmittags zum Spielen zu ihr kommen sollte, aber sie hatte es immer so zu drehen gewusst, dass nichts daraus wurde. Bei uns

gefalle es ihr besser, sagte sie, und damit war die Sache erledigt.

Es war ein herbstlicher Mittwochnachmittag im November, und ich langweilte mich schon, als ich gerade mal eine Stunde von der Schule zu Hause war. Draußen wehte ein kräftiger Wind, und ab und zu regnete es ein wenig. Willem las ein Buch, Makkie bastelte in der Garage an einem Perpetuum mobile, und Chrisje schlief. Wir hatten, wie wir das mittwochs öfter machten, schon warm gegessen, Pfannkuchen, und Pfannkuchen sind schnell verputzt.

Seit Willem und Makkie in der Stadt zur Schule gehen, essen wir abends warm, außer mittwochs, wenn sie frei haben, da bekommen wir manchmal zwei warme Mahlzeiten am Tag, vor allem wenn es draußen kalt ist. Meine Mutter macht dann Erbsensuppe. Früher aßen wir zuerst die Erbsensuppe aus tiefen Tellern, drehten dann die Teller um, und darauf legte meine Mutter dann die kleinen runden Pfannkuchen. Eigentlich eine komische Angewohnheit, wenn man es mal genau betrachtet. Jetzt essen wir mittags die Pfannkuchen, das ist dann so etwas wie warmes Brot, sagt meine Mutter, und abends essen wir die Suppe.

Ara hatte bis ein Uhr Nachhilfeunterricht, und



ich konnte sie, wenn ich mich beeilte, noch bei der Schule erwischen. Ich sagte meiner Mutter, dass ich Ara abholen würde und wir dann nachher vielleicht zu uns kämen.

»Immer bei uns«, sagte meine Mutter.

Die Schule sah verlassen aus. Ich fürchtete, dass Ara schon weg sein könnte, und wurde ganz traurig. Vor kaum anderthalb Stunden hatte ich mich noch frei und unbeschwert innerhalb und außerhalb der Schulmauern bewegt, aber jetzt kam mir der Schulhof wie verbotenes Gelände vor, auf dem ich nichts zu suchen hatte, und ich wagte nicht, die Mauer zu passieren und das Gelände zu betreten. Mit den Händen in den Taschen blieb ich an der Außenseite der Mauer stehen und spähte zu den Fenstern unseres Klassenzimmers hoch. Ich konnte niemanden entdecken.

Ich hatte mich so darauf gefreut, Ara von der Schule abzuholen, dass ich mir einfach nicht vorstellen konnte, sie sei schon nach Hause gegangen und wir hätten uns verpasst. So ein Pech hatte ich einfach nicht, wenn ich draußen war. Um sieben Minuten vor eins war ich aufgebrochen, und ich hatte den Weg bis zur Schule in weniger als fünf Minuten zurückgelegt, denn ich war gerannt, und

wenn ich rannte, brauchte ich nicht auf die Linien zu achten.

Das tue ich nämlich normalerweise, dann trete ich nicht auf die Fugen zwischen den Gehwegplatten, und wenn doch, muss ich vier Platten zurück und noch einmal anfangen, denn tue ich das nicht, stößt meinen Brüdern oder mir noch am selben Tag etwas ganz Schlimmes zu. Wenn nur ich allein davon betroffen wäre, würde ich das gar nicht so schlimm finden, aber ich darf gar nicht daran denken, dass meinen Brüdern durch meine Schuld etwas passieren könnte.

Willem und Makkie hatten schon eine Armbanduhr, aber ich noch nicht, weil wir unsere erste Uhr erst zur Firmung bekommen, und die habe ich in der Sechsten.

Ich wusste nicht, wie spät es war.

Auf den Spielraum von zwei Minuten und die Tatsache vertrauend, dass unsere Lehrerin es mit der Zeit sehr genau nahm, wartete ich geduldig und dachte darüber nach, wie ich den Nachmittag mit Ara verbringen könnte.

Noch bevor ich so richtig mit dem Nachdenken angefangen hatte, kam sie nach draußen. Sie sah mich und winkte. Da erst wagte ich es, den Schulhof zu betreten, um ihr entgegenzulaufen.

»Wie nett«, sagte sie.

Ich machte unwillkürlich einen Luftsprung und stieß ein paar Freudenschreie aus, denn ich wusste nie, was Ara gefiel und was nicht, und war wirklich froh, dass ich die richtige Entscheidung getroffen hatte.

Wir liefen auf dem Gehweg nebeneinanderher – ich durfte normal gehen, denn wenn ich mit jemandem zusammen bin, gilt die Regel nicht –, und Ara schwieg. Ich konnte gut mit ihr schweigen, also schwieg ich auch. Aber Schweigen ist nicht gleich Schweigen, und als wir uns unserem Haus näherten, spürte ich, dass sie an etwas Unangenehmes dachte und dazu ansetzte, es mir zu sagen.

»Nach der Nachhilfe muss ich zuerst nach Hause.«

»Soll ich dann mit dir gehen?«, fragte ich.

Sie stockte und sah mich mit gerunzelter Stirn an. Ich versuchte, so unbeteiligt wie möglich dreinzublicken und mir nicht anmerken zu lassen, in welche Aufregung mich die Vorstellung versetzte, endlich mit zu ihr nach Hause zu gehen, denn nach dieser Aufregung forschte sie, und wenn sie sie von meinem Gesicht ablesen konnte, würde sie mir verbieten mitzukommen. Sie würde mir unterstellen, dass ich das so eingefädelt hatte, dass es mir gar nicht um sie ging, darum, sie von der Schule ab-

zuholen, sondern dass ich auf ganz hinterhältige Weise versuchte, mir Einlass in ihr Haus zu verschaffen.

»Kit«, sagte sie in leicht fragendem Ton.

»Ja?«

»Du bist ein kleines Schlitzohr«, sagte sie, und da wusste ich, dass ich zum ersten Mal mit zu dem Haus durfte, in dem Ara Callenbach wohnte.

Mit größtmöglicher Ruhe sagte ich Ara, dass ich kurz meiner Mutter Bescheid geben würde, und rannte zum Hintereingang unseres Hauses. Erst als ich meiner Mutter zuschrie, dass wir zu Ara gingen, überschlug sich meine Stimme vor Nervosität, aber auch vor Stolz, denn meine Mutter hatte schon des Öfteren geäußert, dass wir bei Ara natürlich nicht reinkommen dürften und dass man das bei gut-situierten Leuten häufiger hätte, dass gerade die besonders knickerig seien und sich hüteten, lauter fremde Kinder ins Haus zu lassen und es denen womöglich noch mit allerlei leckeren Sachen recht-zumachen, denn wenn man das mal zusammen-rechnete, was man da so jeden Monat reinsteckte, dann sei das doch ganz schön teuer, und das bei so einem kleinen Einkommen, dafür arbeitete sich mein Vater die Finger wund. Und das sei ja auch alles gar nicht so schlimm, das täten sie ja gerne, bei

uns sei jeder willkommen, Hauptsache, wir seien glücklich, darauf komme es ihnen ja nur an, aber wir könnten ruhig ab und zu mal daran denken, dass das nicht selbstverständlich sei und dass bei weitem nicht alle Eltern so verrückt seien wie sie.

Auf dem Weg zu ihr redete Ara kein einziges Wort. Um ihr zu vermitteln, dass mein Besuch bei ihr zu Hause überhaupt nicht ins Gewicht falle und auch nicht lange zu dauern brauche, weil es mir darauf gar nicht ankam, fing ich davon an, was wir hinterher, wenn wir wieder bei mir zu Hause waren, Schönes machen konnten. Ich erzählte ihr, dass ich ein neues Spiel mit Wörtern für uns ausgedacht hätte, dass ich sie extra deswegen abgeholt hätte, um das mit ihr zu spielen. Man müsse dafür alle Vornamen, die es in der Familie gab, aufschreiben, auch die zweiten Namen, wenn es welche gab, und dann müsse man aus den Buchstaben dieser Namen möglichst viele neue Namen machen, das hätte ich mir im Laufe der Woche ausgedacht, denn das sei eine gute Übung für sie.

Ich erfand das aus dem Stegreif, aber nur um Ara zu beruhigen und ein bisschen aufzumuntern, denn wenn sie auch noch bei sich zu Hause so muffelig war, dachten ihre Eltern womöglich, dass sie mich mitschleifte, ohne es selbst zu wollen, und das wäre kein guter Start. Ich fand, sie sollte denen zeigen,

dass sie wirklich meine Freundin war, wenn ich auch jünger und kleiner war, und dass so etwas sehr wohl ging, was uns betraf. Vor lauter Anspannung und Nervosität plapperte ich in einem fort, denn ich war nicht nur neugierig, sondern auch ängstlich und verlegen, wie immer, wenn ich ein fremdes Haus betreten muss oder Leute treffen werde, denen ich noch nie in meinem Leben begegnet bin.

Ara blieb schweigsam und widerborstig, und ich redete mir mehr und mehr ein, dass ich es nicht besser verdient hatte und für meinen Betrug bestraft wurde, dass sie mich wortlos durchschaute und völlig recht hatte, mich total zu ignorieren und nicht den geringsten Versuch zu unternehmen, mir meinen ersten Besuch in irgendeiner Weise zu erleichtern, dass ich mir das alles selbst zuzuschreiben hatte. Ihr konnte ich nichts vormachen.

Als wir endlich bei ihrem Haus ankamen, hatte ich im Geiste schon zehnmal wiederholt, dass ich einfach draußen warten würde, aber als sie auf dem schmalen Weg, der um das Haus herumführte, vor mir herlief, schaute Ara sich nicht einmal nach mir um, so dass mir nichts anderes übrigblieb, als ihr zu folgen.

Hinter dem Haus befand sich ein Garten, der weitgehend von einem Zwinger eingenommen

wurde, in dem sich eine geräumige Hundehütte aus Stein befand. Im gleichen Moment, als Ara darauf zulief, kam ein Hund aus der Öffnung der Hütte hervorgekrochen, sprang an den Eisenstäben des Zwingers hoch und fing laut an zu bellen. Da lachte Ara über das ganze Gesicht und redete wieder, mit dem Hund.

»Brutus, braver Hund«, sagte sie.

Sie öffnete die Tür des Zwingers und streichelte den Hund, der an ihr hochgesprungen war und sich mit den Vorderpfoten auf ihre Schultern stützte.

Ich blieb draußen vor dem Zwinger stehen und sah ihr zu. Ein Hund passte gut zu Ara, fand ich.

»Du kannst ihn ruhig streicheln«, sagte Ara, »er ist ganz lieb.«

Aber ich traute mich nicht, und das sagte ich ihr auch.

Nachdem sie dem Hund frisches Futter gegeben hatte, öffnete Ara die Hintertür – zur Küche, wie sich herausstellte, einer großen, nagelneuen Küche mit weißen Schränken und glänzenden weißen Kacheln auf dem Fußboden und an den Wänden. Es schien, als sei in dieser Küche noch nie gekocht worden, so sauber sah sie aus und so unsichtbar waren die Dinge, die zum Kochen dazugehören, Töpfe und Kessel und Gläser mit Gewürzen oder

Mehl oder Nudeln. Auch einen Geschirrtuchhalter, wie er bei uns und bei anderen Kindern zu Hause hing, mit so einem Baumwollvorhang davor, auf den Sprüche gestickt waren wie: *Eigener Herd ist Goldes wert*, gab es nicht. So einen hatte doch jeder.

Was die Küche aber so unwirklich machte, war nicht die Unsichtbarkeit der Küchenutensilien; was vor allem fehlte, waren Essenserüche. Es roch nach Farbe.

Ara machte einen Schritt nach links, öffnete den Schrank, der direkt neben der Tür unter der Anrichte angebracht war, bückte sich und holte etwas hervor, das ich nicht gleich identifizieren konnte.

»Hier«, sagte sie, »die musst du dir über die Schuhe ziehen.«

Sie reichte mir ein Paar unförmiger Pantoffeln aus einem Stück Waschleder, durch das ein Gummiband gezogen war. Dabei sah sie mich nicht an. Allmählich ging mir auf, warum Ara mich lieber nicht mit zu sich nach Hause genommen hatte.

»Fühlt sich gut an«, sagte ich.

Nun sah sie mich an, ohne zu lächeln, aber mit einem ganz sanften Ausdruck im Gesicht.

Das kann einen durch und durch glücklich machen, wenn Ara einen so ansieht, und es machte mich auch glücklich. Jetzt konnte passieren, was



wollte, mit so einem Blick von Ara kam ich mindestens einen Monat lang gut über die Runden.

Es vollzieht sich im Kopf wohl ganz automatisch, dass man, hat man zuerst das Kind kennengelernt, ohne dessen Eltern gesehen zu haben, dass man dann erwartet, die Eltern müssten dem Kind ähneln oder zumindest auch so groß und dick sein oder so und zum Beispiel dieselbe Haarfarbe haben.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Frau, die ich zu sehen bekam, Aras Mutter war.

Ara hatte die Tür zum Wohnzimmer für ihre Verhältnisse sehr behutsam aufgemacht, erst hineingeschaut, bevor sie weiterging, und mir dann mit einem Nicken zu verstehen gegeben, dass ich ihr folgen konnte. Sie machte die Tür weit auf, und das Erste, was ich von dem Zimmer sah, war eine Flut von Holz, eine große, glänzende Fußbodenfläche ohne Teppiche. Die ersten Schritte, die ich darauf machte, vermittelten mir ein eigenartiges Gefühl, so als würde ich in all dem Glanz ertrinken. Die Pantoffeln riefen zwar unschöne Geräusche hervor, waren aber bitter notwendig, denn nur dank dieser Pantoffeln fand ich auf dem Fußboden einigermaßen Halt.

Ara begrüßte zwei Frauen, die, über Bücher gebeugt, an einem Tisch saßen und mich ohne großes Interesse registrierten.

»Das ist Kit«, sagte Ara.

Die beiden Frauen erhoben sich. Ich warf Ara einen fragenden Blick zu und spürte, dass mir das Blut in die Wangen schoss. Ara kicherte und stupste mich in den Rücken. Mit rotem Kopf lief ich auf die Frauen zu, und als die, die mir am nächsten war, mir die Hand entgegenstreckte, begriff ich, dass man sich hier zur Begrüßung die Hand gab.

Das tun wir bei uns zu Hause nie.

Die Frauen sagten ihren Namen, aber ich verstand keinen von beiden.

»Ist Mutter vorn?«, fragte Ara.

Mutter als Name für die eigene Mutter hörte sich für mich seltsam an. Wir gebrauchten das Wort zwar, wenn wir von unserer Mutter sprachen, denn eine Mutter war sie ja schließlich, das war ja eine Art Beruf, wir sagten also zum Beispiel: Unsere Mutter kann gut kochen, aber ihr richtiger Name war Mam oder Mama, so wurde sie angeredet.

Das Wohnzimmer war L-förmig, und mit »vorn« musste der Teil gemeint sein, den wir noch nicht sehen konnten. Auf unseren Pantoffeln steuerten wir nun diesen verborgenen Winkel an, und da sah

ich diese Frau, die – für mich unfassbar – Aras Mutter war.

Ich war schon erstaunt gewesen, dass die beiden Frauen am Tisch völlig normale Körper hatten, ganz im Gegensatz zu Ara, aber sie hatten doch genügend Ähnlichkeit mit Ara gehabt, um ihre Schwestern sein zu können. Beide hatten zwar lange Haare, aber von derselben Beschaffenheit wie Aras, rabenschwarz und gewellt. Sie waren schlank, groß, reif und hübsch, das sah man auf Anhieb, aber trotzdem hatten sie nicht so ein schönes Gesicht wie Ara.

Das ist auch praktisch nicht möglich, denn Ara hat das schönste Gesicht von der ganzen Welt.

»Mutter, ich bin da«, sagte Ara.

Sie sagte das zu einer mageren, blonden, alten Frau von mindestens Anfang fünfzig, die, als sie sich aus ihrem Sessel erhob, nur ein paar Zentimeter größer war als Ara selbst und ihr in nichts ähnelte. Weil meine Mutter, als ich schon sieben war, noch ein Kind bekommen hat, Christiaan, wusste ich, dass Kinder in der Mutter drin sind und dass ich auch da drinnen gewesen war. Aber dass Ara in dieser kleinen, schmalen, blonden Frau drin gewesen und aus ihr herausgekommen war, konnte ich mir nicht vorstellen. Das passte nicht zusammen.

Sie gaben sich einen Kuss auf die Wange.

Diese Mutter hielt Aras Gesicht mit beiden Händen fest.

Diese Mutter streichelte Ara danach auch noch kurz über die Wange.

Ich war versucht, den Blick zu senken, weil ich hier etwas mit anzusehen glaubte, das meinen Augen besser verborgen blieb, etwas Verbotenes, aber ich musste einfach hinsehen, so toll fand ich das.

So viel Liebe hatte ich im wirklichen Leben noch nie gesehen. »Das ist Kit«, sagte Ara und machte einen Schritt beiseite, so dass ich ihrer Mutter frontal gegenüberstand. Wir gaben einander die Hand.

»Angenehm«, sagte sie in leicht fragendem Ton.

Ich wusste nicht, was ich damit anfangen sollte.

»Ja«, sagte ich.

Ara musste überglücklich sein mit einer Mutter, die ihr Gesicht in beide Hände nahm und ihre Wange streichelte.

»Nanu, Kindchen«, sagte sie, »dass du schon so schwitzige Hände hast, so klein, wie du bist. Ist mit deinem Stoffwechsel auch alles in Ordnung?«

Was sollte ich darauf antworten?

Ich wusste nicht, dass schwitzige Hände etwas waren, weswegen man sich schämen musste, und wenn ich aus der *Enzyklopädie der Medizin* auch

wusste, was Stoffwechsel war, hatte ich keine Ahnung, was das mit Schwitzen zu tun hatte.

»Ach, Mutter«, sagte Ara.

»Soll ich euch eine feine Tasse Tee machen?«, fragte diese Mutter.

Ara ließ mich auf der Treppe vorangehen. Tee sei nicht notwendig, hatte sie zu ihrer Mutter gesagt. Sie würde mir kurz ihr Zimmer zeigen, und dann gingen wir zu mir nach Hause, um ein bisschen Niederländisch zu üben.

Ich hatte den Kopf voller Fragen, über das Klavier, das unten im Wohnzimmer stand, und den großen Schrank voller Bücher, wo ihr Vater war und all die anderen Schwestern und wann Ara etwas zu essen bekam.

Oben an der Treppe wartete ich auf sie, denn ich sah einen Flur mit mindestens fünf Türen vor mir, und ich wusste nicht, welche Tür zu Aras Zimmer führte. Sie lief auf eine der hinteren Türen zu und öffnete sie. Ich folgte ihr und betrat ein geräumiges, helles Zimmer, in dem außer zwei Betten noch ein großer Schrank und mehrere Tische und Stühle Platz fanden. Und dann war immer noch genügend Raum, um sich bewegen zu können. Die größte Besonderheit für mich war, dass an einer Wand ein Waschbecken angebracht war.

»Kommt da wirklich Wasser raus, hier oben?«

»Natürlich«, sagte Ara.

Wir hatten oben kein Wasser, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass man Wasser aufwärtsströmen lassen konnte.

Sie hätten oben auch ein Badezimmer, sagte Ara, und eine Toilette. Mein Staunen machte ihr Spaß, und sie ging mit mir auf den Flur hinaus.

»Das ist mein Lieblingszimmer«, sagte sie, als sie mir das Badezimmer zeigte. Ich hatte noch nie ein Badezimmer gesehen und fand es umwerfend. Ich musste an die Kirche denken, wieso, wusste ich nicht. Und urplötzlich sehnte ich mich nach meinem eigenen Zuhause zurück.

»Musst du noch essen?«, fragte ich Ara.

Sie verneinte und sah mich streng an. Ich tat, als hätte ich diesen Blick nicht bemerkt.

»Wann esst ihr warm?«

»Um halb sieben.«

»Sind dann alle da?«

»Wieso?«

»Dein Vater und deine Schwestern?«

»Die, die hier wohnen, ja«, sagte sie.

Ich sah sie verständnislos an. Sie sagte, dass ihre beiden ältesten Schwestern nicht mehr zu Hause wohnten, dass sie in einer anderen Stadt zur Schule gingen.

Natürlich fragte ich mich, wie diese Schwestern wohl hießen, wo sie wohnten, was für Schulen das waren, wann sie nach Hause kamen, ob sie einen Freund hatten und ob sie in diesem Haus noch ein eigenes Zimmer besaßen, mit Betten, in denen sie schlafen konnten, aber Ara durfte man nicht zu lange mit solchen Fragen belästigen, das verdarb ihr die Laune.

Ich schlug vor, dass wir dann zu uns gehen könnten, und sie war einverstanden. Als wir die Treppe hinunterliefen, wurde mir bewusst, dass ich mir Aras Zimmer schlecht eingeprägt hatte und mich schon jetzt nicht mehr erinnern konnte, ob etwas an den Wänden gehangen hatte.

Unten in der Eingangshalle befanden sich die Eingangstür, die Tür zum Wohnzimmer und ein niedriger Schrank mit Schubladen. Ara zog ihre Pantoffeln aus, wartete, bis ich das Gleiche getan hatte, und legte sie in eine Lade. Ich fragte mich, wie das wohl bei Besuch gehandhabt wurde, wenn Erwachsene kamen, ob die dann auch solche Pantoffeln über die Schuhe ziehen mussten. Wenn eine Dame mit Stöckelschuhen kam, ging das ja gar nicht, und solche spitzen Absätze waren viel schlimmer für den Fußboden als unsere flachen Schuhe mit Kreppsohlen.

Ara öffnete die Tür zum Wohnzimmer, trat aber

nicht über die Schwelle. Von der Türöffnung aus konnten wir ihre Mutter im Sessel sitzen sehen. Sie las eine Zeitschrift und hatte eine Brille auf.

»Mutter, wir gehen zu Kit«, sagte Ara.

»Hast du etwas Obst gegessen und Milch getrunken?«

»Später.«

»Nett, dich kennengelernt zu haben, Kit«, sagte diese Mutter.

»Ja«, sagte ich und kam mir furchtbar unbeholfen vor.

Es musste bessere Entgegnungen auf diese Art von Floskeln geben, da war ich mir sicher.

Dass sie mir nicht traue, sagte sie, als wir dann oben in meinem Zimmer saßen. Meine Mutter hatte uns Brause eingeschickt, und Ara hatte zwei von den kalt gewordenen Pfannkuchen gegessen, die auch dann noch sehr gut schmecken, denn meine Mutter tut Rosinen und Äpfel hinein, und sie macht sie aus Teig, der erst aufgehen muss, so dass Luftlöcher drin sind, auch noch, wenn sie abgekühlt sind.

Ich hatte Ara noch nie etwas essen sehen, und sie zögerte, als meine Mutter ihr den Teller mit den Pfannkuchen hinhielt, aber meine Mutter sagte, dass sie sie ruhig annehmen könne, dass sie nichts



lieber sehe, als wenn alles bis zum letzten Krümel weggeputzt werde, dass sie erst dann zufrieden sei.

»Dann gerne, Frau Buts«, sagte Ara, und meine Mutter legte zwei Pfannkuchen auf einen Teller und holte extra für Ara noch einmal das Sieb hervor, in das die Zuckerklümpchen kommen, die dann als feiner Puder unten herausrieseln, und sie bestäubte die Pfannkuchen, bis sie schön weiß waren.

Andere Kinder sagen »Tante Jet« zu meiner Mutter, aber Ara sagt »Frau Buts«, und da bin ich schon heilfroh, dass sie so höflich ist, weil man sich wegen Ara nämlich manchmal schämen muss, wenn sie so muffelig ist, und wenn sie dann »Frau Buts« zu meiner Mutter sagt, merkt man doch, dass sie gut erzogen ist und sehr wohl weiß, wie man sich zu benehmen hat.

Ich hoffte, dass sie meiner Mutter zu verstehen geben würde, wie köstlich die Pfannkuchen waren, denn ich fand es sehr nett von meiner Mutter, dass sie Ara die Pfannkuchen anbot und das gerade erst gespülte Sieb wieder schmutzig machte, und ich kann es nicht leiden, wenn die Arbeit meiner Mutter nicht gewürdigt wird, das lasse ich nicht mal Ara durchgehen. Ara sagte mindestens zweimal, »Sie schmecken köstlich, Frau Buts!«, und ich strahlte meine Mutter an, weil sie doch nun sehen konnte, dass Ara gar nicht so übel ist und lange

nicht so einen mürrischen Charakter hat, wie sie immer dachte.

Das Kinn auf den aufgestützten Unterarmen, saß ich Ara gegenüber am Küchentisch und sah ihr beim Essen zu. Dass man mit so anmutigen Bewegungen kauen konnte, war mir bis dahin unbekannt gewesen, aber Ara führte es mir vor. Es war einfach toll, wie sie kaute, mit kleinen, regelmäßigen Kieferbewegungen, und mit der Zungenspitze leckte sie sich genüsslich den Puderzucker von den Lippen.

Kauen tut man ganz von selbst so, wie man es tut, habe ich immer gedacht, aber so vornehm kann man meiner Meinung nach nur kauen, wenn einem das jemand beigebracht hat.

Mein Zimmer ist klein, aber dafür gehört es auch mir allein. Ara und ich saßen zusammen auf dem Bett, und ich hatte mein Notizheft unter der Matratze hervorgeholt, um ihr die mittleren Seiten zu zeigen. Sie hatte sie sich angesehen und die Stirn gerunzelt, eine Reaktion, die mich angesichts einer so wichtigen Offenbarung ziemlich enttäuschte.

Ich sagte ihr, dass ich ihre Seite auch ganz ausfüllen müsse, dass es erst dann gültig sei. Widerwillig rückte sie damit heraus, dass sie nur einen Vornamen habe und einen Meter einundsechzig groß sei. Dann hörte sie abrupt auf zu reden.

»Ich will das nicht«, sagte sie. »Ich will nicht, dass diese Sachen über mich irgendwo aufgeschrieben sind.«

»Warum denn nicht?«, fragte ich erstaunt.

Zuerst sagte sie, dass ihr die Vorstellung einfach unangenehm sei. Ich wandte dagegen ein, dass das Heft geheim sei und ich es niemand anderem zeigen würde und dass sie mir alles sagen müsse, denn sonst könne ich bei ihr nicht alles ausfüllen.

»Ich traue dir nicht«, sagte sie da.

\*

»Du kommst mit allen gut aus«, hatte Ara gesagt und auch, dass sie Tiere lieber möge als Menschen. Tieren könne man hundertprozentig vertrauen, sie würden einen nicht belügen und betrügen und blieben einem immer treu.

Anfangs war ich erschrocken, dann wurde ich traurig, und als sie das von den Tieren sagte, wurde ich böse.

Tiere zu mögen ist keine Kunst, finde ich; klar, sie kennen das Böse nicht, aber demnach können sie auch nichts Gutes tun. Sie haben keinen richtigen Verstand und könnten daher gar nicht lügen, auch wenn sie es wollten, und sie hängen nur an demjenigen, der ihnen regelmäßig zu fressen und

zu trinken gibt, das tun sie nicht, weil der einen besonders noblen Charakter hat oder so, das kann so ein Tier ja gar nicht wissen. Sie mögen einen Menschen auch, wenn er sie tritt und schlecht behandelt, das kann ich selbst bezeugen, denn unser Nachbar hat einen Hund, und der Nachbar ist ein grober Barbar, das sagt meine Mutter auch immer.

Aber sie sagt, dass ich den Leuten das nicht zu sehr ankreiden darf, denn früher waren die Bauern eben so, die Leute hatten was anderes zu tun, als an ihrem Charakter zu feilen, denn ein Bauer schuftete Tag und Nacht, und der konnte auch nicht darauf achten, ob seine Kleider frisch rochen und sauber blieben. Jetzt, auf ihre alten Tage, haben unsere Nachbarn, die keine Kinder haben, nur noch ein paar Hühner und diesen Hund. Der kann einem wirklich leidtun, denn der Nachbar schmust nie mit ihm, der schimpft nur auf den armen Hund, und manchmal tritt er ihn auch. Aber trotzdem läuft der Hund treu und brav hinter dem Nachbarn her, wo der auch geht und steht, immer ist der Hund da und schaut mit schiefgelegtem Kopf zu seinem Herrchen auf. Und das nur, weil er von ihm zu fressen bekommt, das hat mein Vater mir erzählt. Jedes Tier gehorcht demjenigen, der es füttert, und sonst niemandem.

Tiere sind furchtbar dumm. Man kann genauso

gut einen Backstein nehmen und so tun, als sei das ein Hund, das ist praktisch ein und dasselbe.

Das alles sagte ich Ara und auch, dass ich es unsinnig fände, Tiere mehr zu mögen als Menschen. Menschen seien das höchste Gut auf Erden, sagte ich.

Ich war gekränkt. Ich verstand nicht, wie Ara so etwas Gemeines zu mir sagen konnte, dass sie mir nicht traute, nur weil andere Kinder mit mir spielen wollten und ich mit allen gut auskam. Vielleicht meinte sie es ja gar nicht so, überlegte ich, und das Ganze hatte im Grunde mit meinem Geburtstag zu tun, den ich vor einer Woche gefeiert hatte.

Zu meinem Geburtstag wollen immer alle kommen, und wochenlang vorher schreiben mir die Mädchen, mit denen ich gerade nicht so viel zu tun habe, schon Briefchen. Darin laden sie mich ein, nachmittags zu ihnen zum Spielen zu kommen, nur um sich einzuschmeicheln natürlich, und Diny hat mir sogar ein Bild gemalt, mit solchen scheinheiligen Herzchen drauf, aber die ist ja auch die Oberschleimerin, und die lade ich bestimmt nie zu meinem Geburtstag ein. Ich darf jedes Jahr acht Mädchen einladen. Ein paar kommen von vornherein nicht in Frage, und derentwegen, also Diny und

Josien und so, brauche ich mir keine Gedanken zu machen, weil ich sowieso nichts mit ihnen zu tun habe. Aber für die anderen Mädchen gilt, dass man sie schrecklich damit bestraft, wenn man sie nicht einlädt.

Ausgestoßen zu werden ist das Schlimmste, was es gibt, wirklich.

Ich verstehe nicht, wieso Gott nicht das Ausstoßen zur Todsünde gemacht hat.

Ich habe Katrien damit mal unheimlich zum Weinen gebracht, und sie weint nun wirklich nicht so schnell. Ich habe sie einmal nicht zu meinem Geburtstag eingeladen, da war ich in der Dritten, nur um sie für etwas zu bestrafen, wofür, weiß ich schon gar nicht mehr. An meinem Geburtstag wurde vormittags im Unterricht ein Lied für mich gesungen, kurz vor der Pause, und da ist es passiert, da hat Katrien so furchtbar geheult. Ich fühlte mich schuldig, aber ich war auch böse, weil sie mir mit ihrem Geschniefe ein bisschen den Geburtstag verdarb. Ich hab sie dann schließlich doch noch eingeladen. Noch viel besser als an den Tränen kann man aber eigentlich an der Erleichterung von jemandem ablesen, wie sehr er darunter gelitten hat, ausgeschlossen zu sein, denn Katrien war so dankbar, dass sie mir gar nicht mehr von der Seite wich, was mir auch wieder ganz schön auf die Nerven

ging. Ich fühlte mich jetzt zwar gut und großmütig, machte mir aber den ganzen Vormittag Sorgen, ob es meiner Mutter nicht zu viel werden würde, wenn noch ein Mädchen dazukam.

Für Sünden muss man büßen, da kommt man nicht drum herum.

Ara hatte ich natürlich als Allererste zu meinem elften Geburtstag eingeladen, aber sie wollte nicht kommen.

»Ich feiere lieber mit dir allein«, hatte sie gesagt und dass sie nicht so viel Lust auf die Mädchen aus der Fünften habe. Das konnte ich verstehen. Es war vielleicht auch besser so, denn wenn Ara und ich zusammen sind, bleibt nicht genügend Aufmerksamkeit für die anderen, und auf seinem eigenen Fest muss man für jeden da sein, das gehört sich so.

Nachdem sie gesagt hatte, dass sie mir nicht traue, dachte ich, dass Ara sich vielleicht darüber ärgerte, wie gern die Mädchen zu meinem Fest kamen und zu welchen Heucheleien sie imstande waren, um das hinzukriegen.

Aber wenn das so war, fand ich es reichlich unverständlich von ihr, denn ich konnte doch nichts dafür, dass alle Mädchen mit mir befreundet sein wollten, so war das nun mal, und es war schon immer so gewesen. Es kam im Leben nicht darauf an,

wer *mich* mochte, sondern wen *ich* mochte, davon war ich überzeugt. Und ich fand eben alle nett, mehr aber auch nicht. Es war mir ziemlich egal, was andere von mir dachten, denn etwas Besonderes dachten sie meiner Meinung nach sowieso nie. Sie hatten eigentlich viel Ähnlichkeit mit den Lehrbüchern, die wir in der Schule hatten. Bei denen kam es mir auch immer so vor, als hätte ich sie schon mal gelesen und würde sie auswendig kennen, als hätte ich sie genauso gut selbst schreiben können, wenn mir nicht jemand zuvorgekommen wäre.

Ich sagte ihr, es sei doch gar nichts Schlimmes dabei, wenn man andere nett behandle, und es sei ein himmelweiter Unterschied, ob man einfach jemanden nett behandle oder ob man mit ihm befreundet sei. Ich sagte, dass nur sie meine Freundin sei und niemand sonst, jetzt nicht und auch früher nicht.

»Die anderen interessieren mich nicht«, sagte ich.

Sie war nur schwer zu überzeugen. Sie sagte, dass sie nicht verstehe, warum ich mir ausgerechnet sie ausgesucht hätte, wo doch die anderen mindestens genauso nett oder netter seien. Und auch klüger und hübscher.

Ich sagte, dass ich noch nie jemand so Netten kennengelernt hätte wie sie und dass ich sie für das hübscheste Mädchen hielte, das ich in meinem gan-



zen Leben gesehen hätte, und dass sie auf eine ganz besondere Art auch das klügste Mädchen sei, das ich kannte.

»Ganz ehrlich«, sagte ich.

Sie lächelte.

Das hielt ich für den passenden Moment, um nun doch mit meinem Vorschlag herauszurücken, obwohl ich fürchtete, dass sie es viel zu kindisch finden würde, und deswegen hatte ich auch die ganze Zeit nicht mehr daran gedacht. Aber Ara verlangte handfeste Beweise, und ich konnte mir keinen handfesteren Beweis vorstellen als Blut.

Ich machte ihr den Vorschlag.

Sie war einverstanden.

Vor lauter Glück konnte ich an diesem Abend nicht einschlafen. So geräuschlos wie möglich stieg ich aus dem Bett, tastete mich im Dunkeln zum Tisch und knipste die Lampe an, nachdem ich zuvor noch mein Unterhemd über den Schirm gehängt hatte. Ich holte mein Notizheft unter der Matratze hervor, nahm die Nadel, die wir nachmittags benutzt hatten, und legte den Federhalter bereit, mit dem ich manchmal zeichnete. Ich war schon ein bisschen geübt. Da die rechte Zeigefingerspitze noch weh tat, nahm ich zuerst den linken Daumen. Um das aufzuschreiben, was ich aufschreiben wollte,

brauchte ich Blut aus sämtlichen Fingern der linken Hand, dann prangte in der untersten Zeile der mittleren Seiten meines Heftes aber auch der vollständige Satz: Heute, am 14. November 1967, schlossen B. C. und C. B. Blutsbrüderschaft.

Wieder im Bett, überlegte ich mir noch eine ganze Reihe von Sätzen, die ich dem, hätte ich mehr Blut und freie Zeilen gehabt, gern hinzugefügt hätte. Mit so flirrenden Worten im Kopf wie: ›Unzertrennlich‹, ›Für immer und ewig‹, ›Getreu bis in den Tod‹, ›Verbundenheit‹ und ›Freundschaft fürs Leben‹ fiel ich in Schlaf.

Am nächsten Tag ging ich besonders zeitig in die Schule, und es traf ein, worauf ich gehofft hatte: Auch Ara war früher von zu Hause aufgebrochen. Sie lehnte an der Mauer. Wir waren beide ein bisschen verlegen und sprachen nicht darüber. Ich legte den Kopf an ihre Hüfte und verharrte in dieser Haltung. Sie schlug einen Arm um mich, wiegte mich leise und rieb mir dann mit dem rechten Zeigefinger über den Nasenrücken.

Leider erschrak ich darüber und zog in einem Reflex den Kopf zurück, aber ich bin es auch nicht gewohnt, dass jemand mein Gesicht berührt.

Sie blieb vollkommen ruhig, wie das so ihre Art ist.

Ich glaube, dass sie daran gewöhnt ist, weil ihre Mutter sie streichelt und auch weil sie gut mit Tieren umgehen kann. Die können auch spinnig und scheu sein, und das hatte sie auch schon über mich gesagt, dass ich manchmal wie ein scheues Tier sei und auch ein bisschen spinnig in Bezug auf Berührungen.

Sie wartete ruhig ab, bis mein Kopf wieder normal war und an ihrem Schenkel ruhte, ohne zu zucken, und probierte es dann einfach noch einmal. Diesmal war ich darauf vorbereitet und ließ es zu, dass sie mir über den Nasenrücken strich, und mir gefiel das zusehends besser. Als es zum ersten Mal läutete, hob ich den rechten Zeigefinger. Sie drückte ihre Zeigefingerspitze gegen meine Zeigefingerspitze, und als ich den Kopf wandte und zu ihr hochschaute, sah ich, dass sie mindestens genauso glücklich war wie ich.

Niemand konnte sich einen Reim darauf machen – es war unsere erste Geheimsprache –, aber in all den Jahren haben Ara und ich uns immer so begrüßt, indem wir die Spitzen unserer Zeigefinger gegeneinander drückten und sie danach ineinander verhakten. Nur wir wussten, was das zu bedeuten hatte.

\*

Wir durften in der Schule nur in extremen Ausnahmefällen Hosen tragen, was ich sehr betrüblich und auch ziemlich unsinnig fand. Ein Ausnahmefall war gegeben, wenn es mindestens zehn Grad unter null waren, aber dann zeigte sich auch, wie unsinnig das Ganze war, denn dann musste man über den langen Hosen trotzdem noch einen Rock tragen, und das sah furchtbar debil aus.

Das Wort *debil* hab ich von Willem, der lernt so was natürlich auf dem Gymnasium, denn da werden ihnen schwierige Wörter in allen möglichen Sprachen beigebracht. Wenn er Makkie beschimpfen will, sagt er also so was wie *debil*, *imbezil*, *frustriert*, *Egoist* und *Hypokrit*. Ich weiß nicht genau, was diese Wörter bedeuten, aber ich bin mir sicher, dass man all das lieber nicht sein sollte. Diese neuen Wörter haben *Puber* allerdings nicht vom ersten Platz verdrängen können, *Puber* bleibt unser schlimmstes Schimpfwort, damit kann man die Jungs ganz schön auf die Palme bringen. Zu mir sagen sie nie *Puber* oder diese anderen Wörter. Sie schimpfen eigentlich nur auf mich, weil sie finden, dass ich zu empfindlich bin und zu schnell heule.

Das stimmt.

Manchmal könnte ich den ganzen Tag heulen, ohne zu wissen, warum, denn ich bin doch unheimlich glücklich.

Meine Mutter sagt, dass man es meinem Gesicht schon ansieht.

Ara trug andere Sachen als wir, ganz schicke, die gar nicht in Mode waren, in denen sie aber trotzdem nie debil aussah. Sie trug Röcke und Kleider, die ihr manchmal bis über die Knie gingen und die aus bunten Stoffstücken gemacht waren, eigenhändig von ihrer Mutter, hatte sie mir erzählt.

Meine Mutter meinte, Frau Callenbach nehme dafür ganz teure Stoffe, sie zählte auch auf, was das für Stoffe waren, aber ich konnte es nicht behalten. Einen ihrer Pullover nannte Ara selbst ihren Kaschmiserepullover, es war ein knallroter, ganz auffälliger, der ihr toll stand, und er war aus superweicher Wolle, die ich einfach immer anfassen musste. Extra für mich ließ sie dann in der Pause den Mantel offen, damit ich die Wange an ihrem Pullover reiben konnte, was ich unheimlich schön fand und Ara auch. Dadurch wurde ihr Kaschmiserepullover zu etwas, was uns gemeinsam gehörte. Ara ging nie ohne Mantel auf die Straße, egal, ob es kalt oder warm war, aber ich konnte schon morgens an ihren Augen ablesen, ob sie unter dem Mantel diesen Pullover anhatte. Ara konnte mit ihrem Gesicht viel erzählen, sie hatte vielerlei Ausdrücke und Blicke zur Verfügung, und zu diesem Pullover ge-

hörte der schelmische Blick. Dann hielt sie den Kopf ein wenig schief, verdrehte die Augen nach oben und lachte mit geschlossenem Mund zwei Grübchen in ihre Wangen. Wenn sie besonders ulkig sein wollte, behielt sie diesen Blick bei, knöpfte langsam ihren Mantel auf und schlug die beiden Seiten mit einem energischen Ruck zurück, um mir zu zeigen, was sie darunter anhatte. Als sie das zum ersten Mal machte, konnte ich gar nicht mehr aufhören zu lachen und fing sogar während des Unterrichts noch ein paarmal an zu glucksen, was mir an diesem Morgen wieder mal eine Strafarbeit einbrachte, denn als die Lehrerin fragte, was denn so lustig sei und ob sie und der Rest der Klasse nicht auch mitlachen dürften, gab ich natürlich keine Antwort.

Sie müssten wohl immer was anderes haben als andere Leute, meinte meine Mutter, denn sie hatte Frau Callenbach beim Einkaufen im Végé-Markt getroffen, und die hatte so einen komischen Hut auf dem Kopf gehabt, obwohl es ein ganz gewöhnlicher Wochentag war. Frau Callenbach hatte sich meiner Mutter als Marlies Callenbach, die Mutter von Ara, vorgestellt, und sie hatte meine Mutter eingeladen, mal auf ein Tässchen Tee zu ihr zu kommen.

»Sie hat mir sogar die Hand gegeben«, sagte

meine Mutter mit spöttischem Lächeln. Das fand ich unfair von ihr, denn es war doch gut gemeint gewesen.

»Ja«, sagte ich, »das ist bei ihnen so üblich. Das gehört sich so, wenn man sich vorstellt.«

Meine Mutter sagt, sie finde sie jedenfalls ziemlich etepetete, aber das hat auch damit zu tun, dass Aras Mutter Hochsprache spricht.

Meine Mutter mag keine auffällige Kleidung, aber ich finde das bei Aras Familie ganz in Ordnung, weil die wirklich was Besonderes sind, und dann kleidet man sich eben dementsprechend.

Daher wird Ara wohl auch so stolz sein, von Haus aus, denke ich, denn ich kann mir nicht vorstellen, warum man sonst stolz auf sich selbst sein sollte. Man kann stolz sein auf etwas, was einem gut gelungen ist, weil man sich Mühe gegeben hat, auf eine Zeichnung oder so, und man darf auch ruhig stolz sein, wenn man im Begriff war zu sündigen und es dann doch nicht tut, weil man es sich noch einmal überlegt hat.

Bei mir hält das Stolzsein nie lange an, deshalb finde ich es schon außergewöhnlich, wenn jemand von sich aus stolz ist. Nachdem ich Aras Vater kennengelernt hatte, verstand ich etwas besser, woher Stolz kommen kann.

Der erste Besuch bei Ara zu Hause hatte mir die größte Scheu genommen, und nun suchte ich Ara regelmäßig und ohne Vorankündigung auf. Über die wechselhafte Begrüßung durch Aras Mutter, mal wenig herzlich, dann wieder mit übertrieben großem Interesse an meinem Tun und Lassen, setzte ich mich mit Leichtigkeit hinweg, indem ich mir sagte, dass ich nicht mit Aras Mutter verheiratet war und mich durch nichts daran hindern lassen würde, in Aras Nähe zu sein.

Unsere Lehrerin hatte uns nicht auseinanderbringen können, meine Mutter nicht, und auch Aras Mutter würde es nicht gelingen.

Der Mann, den ich sah, als ich Aras Haus eine Woche nach meinem ersten Besuch durch die Hintertür betrat, war auf Anhieb als Aras Vater erkennbar. Ein großer Mann mit lockigem, grauem Haar, durch das noch etwas vom früheren Schwarz schimmerte. Er sah sehr gut aus und keineswegs wie jemand, der in einem Büro arbeitete, denn er trug Schlabberhosen und einen Pullover, und das ist ja nicht gerade die Kleidung, die man sich bei jemandem vorstellt, der in einem Büro arbeitet. Ara hatte mir erzählt, dass ihr Vater Ingenieur sei und oft Überstunden mache. Beides hatte ich sehr interessant gefunden, denn ein Ingenieur war wohl was Hohes, und Überstunden gehörten zur Magie



eines Berufs, unter dem ich mir nicht das Geringste vorstellen konnte.

Aras Vater gab mir die Hand und sagte, dass ich wohl Kit Buts sein müsse, die so gut in Niederländisch sei, und ich sagte ja, denn ich bin die Kit Buts, und na ja, geht so, denn Komplimente soll man nicht so gierig annehmen, dann denken die Leute, dass man eingebildet ist. Es freute mich sehr, dass bei Ara zu Hause offenbar von mir gesprochen wurde und sie eine positive Meinung über mich hatten, dass ich gut in Niederländisch sei und so.

Aras Vater steigerte meine Freude sogar noch, als er mich dann aufs Neue ansah und sagte: »So, so, Kit, du bist also die Freundin meiner prachtvollen jüngsten Tochter?«

Zwei Dinge schossen mir in dem Moment durch den Kopf: dass unsere Freundschaft offen anerkannt wurde und dass Aras Vater stolz auf seine eigene Tochter war und dies laut und in ihrem Beisein verkündete. Mein Vater würde nie im Leben von seinem eigenen Kind sagen, dass er es prachtvoll finde.

So etwas gab es bei uns nicht. Im Gegenteil, wir sollten uns gerade ein Beispiel an anderen nehmen, denn die waren meistens besser als wir, im einen oder anderen. Wir waren bescheiden,

und ich wusste nur, dass es gut war, bescheiden zu sein.

\*

Ich war elf geworden und zwölf, und beide Male war Ara nicht bei meiner Geburtstagsfeier gewesen. Sie wollte sich lieber mit mir treffen, wenn niemand anders um mich herumscharwenzelte, sagte sie, und diesem Wunsch entnahm ich, dass sie mich gern hatte.

Mittlerweile verstand ich Aras Stolz besser und auch, dass Stolz eine Last sein kann, vor allem, wenn er einem aufgedrückt wird.

Stolz galt bei Ara zu Hause als eine Art Familienmerkmal, daher hieß es bei Aras Vater auch immer *ein* Callenbach, und er sagte dann so komische Dinge wie *ein* Callenbach tue dies oder jenes nicht.

»Was soll denn das sein, ein Callenbach?«, fragte ich Ara dann hinterher. »Man ist doch nicht jemand Besonderer, weil man Callenbach heißt, sondern weil man wirklich ein besonderer Mensch ist, und man lässt etwas bleiben, weil man es für falsch hält und nicht, weil man einer bestimmten Familie angehört, oder?«

Kratzbürstig wandte Ara ein, sie finde es gerade

schön, dass ihr Vater stolz auf sie sei, und man müsse auch stolz auf sich sein, weil man sich sonst viel zu viel von anderen gefallen lasse. Sie fand es auch gar nicht schlimm, wenn ihr Vater ihr sagte, sie solle diesen oder jenen Rock anziehen, der stehe ihr so gut. Es gefiel ihr sogar, wenn sie das für ihn tun konnte.

»Aber es ist doch schrecklich altmodisch«, sagte ich zu ihr, »dich wie ein Mädchen behandeln zu lassen.«

»Aber ich bin doch ein Mädchen«, sagte sie und sah mich an, als wollte sie mich mit dieser Art von Logik niederwalzen.

Das wirkte. Ich wusste nicht, was ich darauf entgegenen sollte. Ich hatte mit Sicherheit auf etwas anderes abgezielt, etwas, worin ich anderer Meinung war als sie, aber ich konnte nicht in Worte fassen, was das genau war und worüber ich mich so empörte.

Im Frühjahr 1967 machte sich für uns in der fünften erstmals so richtig bemerkbar, dass die sechste Klasse die Schule verlassen würde.

An manchen Tagen saßen nur ein paar Mädchen aus der Sechsten im Klassenzimmer, der Rest legte dann gerade irgendeine Aufnahmeprüfung für eine weiterführende Schule ab. Mehr als die Hälfte der

Mädchen aus der Sechsten würde auf die Hauswirtschaftsschule gehen, der Rest auf die Mittelschule. Nur ein Mädchen kam auf die Oberschule.

Dank der Nachhilfestunden unserer Lehrerin war Ara in die Gruppe von Mädchen aufgestiegen, die die Aufnahmeprüfung für die Mittelschule machten, was mich ungeheuer freute, weil wir eine bei uns im Dorf hatten, und es beruhigte mich zu wissen, dass sie in meiner unmittelbaren Nähe blieb.

Ich habe am liebsten alle ganz in meiner Nähe.

Bei meinen Brüdern geht mir das auch so. Die beiden älteren sind auf einer Schule in der Stadt, Willem auf dem altsprachlichen Gymnasium und Makkie auf dem Realgymnasium, und ich bin oft genug in der Stadt gewesen, um zu wissen, dass das alles nicht so furchtbar weit von hier entfernt ist, höchstens fünf Kilometer, aber trotzdem kommt es mir jeden Morgen so vor, als ob sie in eine andere Welt ziehen würden, die nichts mit der Stadt, die ich kenne und in der ich manchmal mit meiner Mutter einkaufen gehe, zu tun hat. Das liegt auch daran, dass sie ein bisschen so aussehen, als gingen sie auf Reisen und kehrten nie mehr zurück, denn weil sie zum Mittagessen nicht nach Hause kommen, macht meine Mutter jeden Morgen eine Plastikbox mit belegten Broten und was Süßem,

einem Riegel Schokolade oder einer Rolle Drops, für sie fertig.

Kaum hatten die Jungs sich auf den Weg in die Schule gemacht, da vermisste ich sie schon wie verrückt, selbst wenn ich mich gerade erst mit ihnen gestritten hatte. Meine Mutter sagte, das würde sich legen, wenn ich selbst erst einmal auf der höheren Schule sei, aber ich hatte da meine Zweifel, denn mit dem Vermissen ist das bei mir so eine Sache.

Ich hab das zum Beispiel auch abends, wenn ich allein sein möchte und in mein Zimmer gehe, dass ich das nicht genießen kann, wenn ich weiß, dass die Jungs weg sind und nicht gemütlich unten im Wohnzimmer vor dem Fernseher sitzen. Sobald Willem und Makkie aus dem Haus sind, um einen Freund zu besuchen oder im Jugendtreff Billard zu spielen, fühlt es sich ganz anders an, allein in seinem Zimmer zu sitzen.

Auf ähnliche Weise vermisste ich Ara, seit sie auf die Mittelschule ging, aber es war nicht ganz dasselbe. In der Schule kam ich auch gut ohne sie aus und vermisste sie weder beim Unterricht noch auf dem Schulhof. Ich vermisste sie erst, wenn die Schule aus war und ich zu Hause etwas gegessen hatte.

Dann wollte ich nur noch eins: bei Ara sein. Wir

brauchten gar nicht unbedingt etwas zusammen zu machen, Hauptsache, ich war in ihrer Nähe, dann war alles gut.

Wenn es nach Aras Mutter ging, durfte ich Ara erst um fünf Uhr sehen, weil sie zuerst ihre Hausaufgaben machen musste, aber manchmal hielt ich es nicht aus und klopfte schon um halb fünf an der Hintertür.

Ara bekam in ihrer Schule furchtbar viele Hausaufgaben auf, und ihre Mutter war in der Beziehung sehr streng, die konnte mich rückwärts wieder zum Haus rausgucken, wenn ich früher kam und fragte, ob Ara da sei.

Ich wusste natürlich, dass Ara da war und in ihrem Zimmer saß, aber ich wusste nicht, wie ich es sonst anstellen sollte, schon nach oben zu dürfen und so eine halbe Stunde länger bei Ara sein zu können. Sie antwortete dann nicht gerade bereitwillig, dass Ara in ihrem Zimmer sei und Hausaufgaben mache, und ich musste mich förmlich verrenken, bis ich nach oben durfte.

Ara selbst möchte auch unheimlich gern etwas lernen, denn als sie die Aufnahmeprüfung bestanden hatte, hat sie vor lauter Freude Luftsprünge gemacht, was sonst gar nicht ihre Art ist, was aber goldig aussah bei ihrem mächtigen Körper.

Aber sie ist auch unsicher. Andauernd sagt sie, dass sie es doch nicht schafft auf dieser Mittelschule, dass man sich bei den Prüfungsergebnissen bestimmt vertan hat und dass jeden Moment jemand kommen kann, der ihr verkündet, man habe sich geirrt und sie sei durchgefallen. Ich hab ihr bestimmt schon tausendmal gesagt, dass sie als Durchschnittsnote mindestens eine Drei plus hatte und dass sie es sehr wohl schaffen kann, dass sie eine Million Mal klüger ist als die ganze Mittelschule zusammen, samt den Lehrern und Lehrerinnen. Um sie noch mehr aufzupäppeln, habe ich gesagt, dass sie in Niederländisch bald noch besser ist als ich, denn sie liest inzwischen sehr viel, und außerdem ist ihr Vater, was die Sprache betrifft, sehr streng, der weiß genau, wie man sich richtig ausdrückt.

Wenn ich so einen Vater hätte wie Ara, würde ich mich bestimmt auch ständig verrückt machen, denn er hat immer etwas dazu anzumerken, wie man Wörter zu gebrauchen hat. Manchmal traue ich mich gar nicht mehr, den Mund aufzumachen, wenn er dabei ist, denn ehe ich mich versehe, habe ich wieder etwas falsch gesagt, und wenn er mich dann verbessert, schäme ich mich zu Tode. Ich sage dann zum Beispiel, dass Schokolade bei uns zu Hause nie lange hebt, das sagt man auch so in unse-

rem Dialekt, und dann fragt er, wen oder was denn die Schokolade bei uns schon hochgehoben habe, und dann schäme ich mich so sehr, dass ich am liebsten im Erdboden versinken würde. Das sieht er zwar ganz genau, jeder kann mir das ansehen, denn ich bekomme einen furchtbar roten Kopf, wenn ich mich schäme, aber er kann es trotzdem nicht lassen, mich zu verbessern. Das ärgert mich, und deswegen bewundere ich ihn auch nicht, denn meiner Meinung nach müssen Erwachsene sich etwas verkneifen können, wenn sie Kindern damit helfen, auch wenn es ihnen schwerfällt.

Es ist komisch, aber wenn man jemanden nicht bewundert, kann man es auch nicht ausstehen, dass dieser Jemand stolz auf sich ist.

Jeden Nachmittag um fünf führte Ara Brutus aus, und dann begleitete ich sie. Wir nahmen immer dieselbe Route, den kürzesten Weg in den Wald, wo ich sie zum ersten Mal mit ihrem Hund gesehen hatte. Es sei der schönste Wald, den sie kenne, sagte sie, so sumpfig und urig, man könne sehen, dass der Mensch hier noch nicht die Finger im Spiel gehabt habe. Wir nannten ihn: ›das Land von Moor‹.

Der Name war Aras Erfindung, denn bei uns im Dorf wurde der Wald nach seinem Besitzer, Herstaal, genannt, einem richtigen Baron, der inzwi-



schen blind war und im Rollstuhl saß, der aber, meiner Mutter zufolge, bis nach Belgien spazieren konnte, ohne seinen eigenen Grund und Boden zu verlassen.

Ich hatte den Wald nie als etwas Schönes betrachtet und tat das auch jetzt nicht. Ara wohl. Ara liebte die Natur, und das merkte man auch, denn sie kannte die Namen der Bäume und der Pflanzen. Sie konnte auch die Nase in den Wind stecken und sagen, dass da irgendwo in der Nähe Minze wachse oder so, das könne sie riechen. Sie hatte eine feine Nase, nicht nur für solche Dinge, sondern ganz allgemein, auch für das, was in einem vorging, und ob man gute Laune hatte oder nicht.

Eigentlich interessierte der Wald mich überhaupt nicht, nicht als Wald, meine ich. Ich liebte nur ›das Land von Moor‹, unser Land, das sie und ich in Besitz genommen hatten, indem wir es umtaufeten, und wo wir jeden Tag umherstreiften, wir beide und der Hund.

Anfangs hatte ich manchmal noch meinen eigenen Hund mitgenommen, um auch etwas festhalten zu können, aber es war einfach kein Vergleich gewesen, mein Hund gegen einen richtigen Hund. Ich war zu dem Schluss gelangt, dass alle Tiere, wie zum Beispiel Hunde, ein für alle Mal Aras Ressort waren und nicht meins, genau wie der Wald und

das Wissen, das sie darüber besaß, auch Ara vorbehalten bleiben sollten und ich für den Rest meines Lebens keine einzige Pflanze würde bestimmen können, weil Ara das konnte und ich Ara dafür brauchte.

Man muss jemanden, den man sehr gern hat, in etwas herausragen lassen können, in etwas, von dem man selbst keine Ahnung hat.

An meinem zwölften Geburtstag hatte Ara mich morgens, bevor ich zur Schule musste, zu Hause besucht und mir das allerschönste Geschenk gemacht, das ich je von jemandem bekommen habe: ein Tagebuch mit einem Einband aus Stoff und einem Schloss. Vorn hatte sie hineingeschrieben: »Für Kit von Deiner Ara«, und dieses »Deine Ara« war es, ehrlich gesagt, was das Tagebuch zum allerschönsten Geschenk machte. Es war, als hätte Ara mir mit diesem »Deine« sich selbst geschenkt, denn das schreibt man doch nur, wenn man für immer zu jemandem gehören und diese Person niemals verlassen möchte.

An diesem Tag fühlte ich zum ersten Mal, was es bedeutet, zwölf zu sein. Ich stand vor dem gähnenden, furchterregenden Abgrund eines persönlichen Lebens, und ich wusste, dass ich von diesem Tag an erst wirklich älter werden und jeder Tag mich

einem Alter näher bringen würde, das besser zu mir passte als jedes andere Alter, das ich bis dahin gehabt hatte.